

Herrn Laube



Die S. S. Hofburgtheater-Direktion dankt sehr herzlich für die Zusendung
des Manuscripts:

"Otto"

und bedauert, dass ein so schönes Gedicht nicht zu dem Zweck, nach dem das Stück
für die Darstellung auf dem Theater mit glücklichem Erfolg

Von der Direction des k. k. Hofburg-
Theaters

Wien den November 1857.

Ich habe mich gefreut, Ihre Bekanntschaft ge-
macht zu haben, welche Herr. für unser Thea-
ter ist aber dies Stück nicht zu verwenden,
w. wenn sie es anderswo heraus bringen, so müs-
sen Sie wenigstens die Hälfte der Worte streichen
und den letzten Act wahrscheinlich umarbeiten.
Das zufällige Erscheinen Attilius in demselben
ist eine Klippe. Hochachtungsvoll

gebaut
Laube.



Handwritten text, likely an address or recipient information, written in brown ink.

Handwritten word, possibly 'Wien' (Vienna).

Handwritten text, possibly a date or reference number.

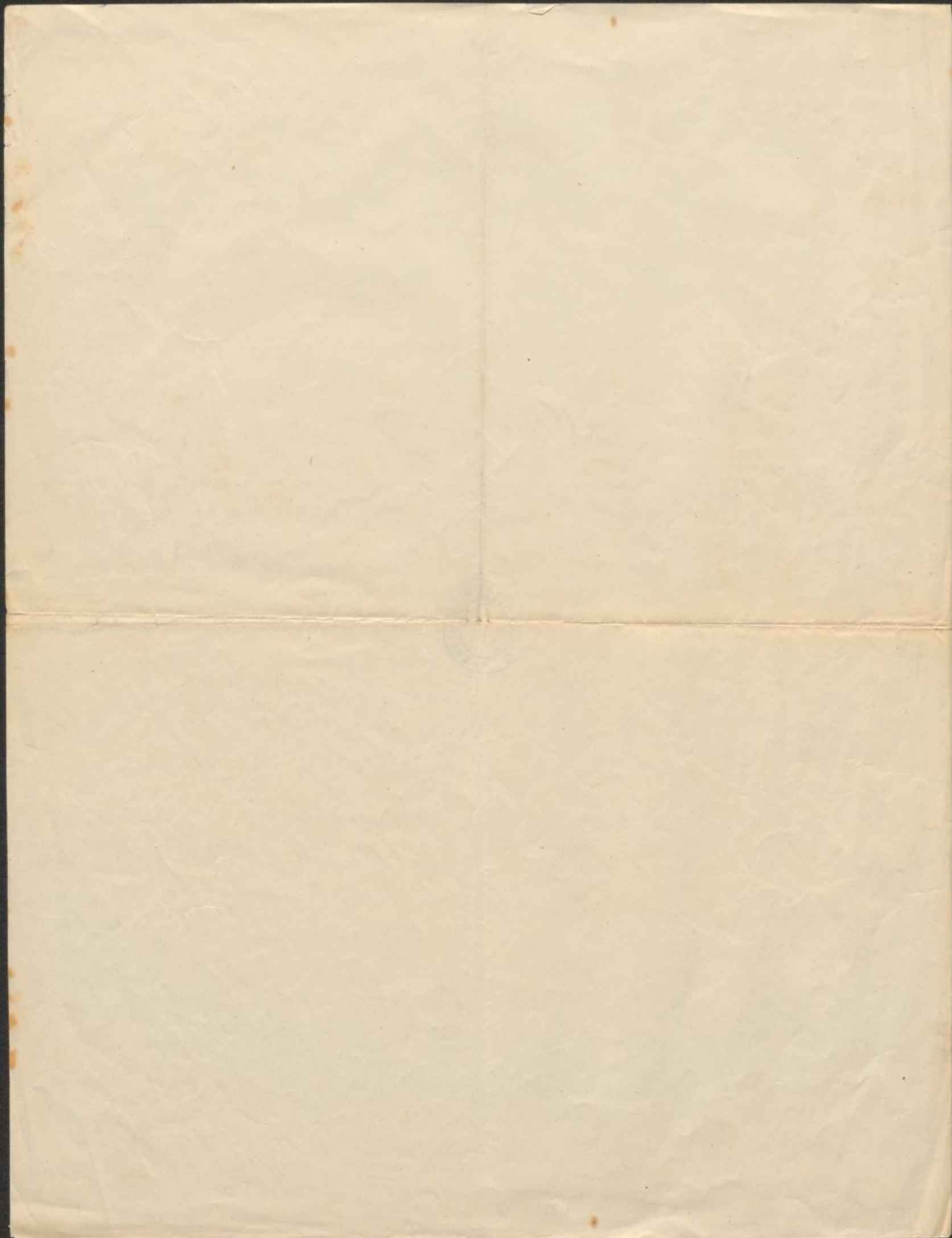
Handwritten text, possibly a name or title.



Main body of handwritten text, written in brown ink, covering the lower half of the page.

Handwritten text at the bottom left corner, possibly a signature or initials.





Als Heinrich Laube noch Student war, besuchte er in Breslau ein Gasthaus, wo man theure Weine verkaufte, und forderte eine Flasche vom allerbesten. Sie wurde ihm gebracht, worauf er sich den edlen Nektar wohlschmecken ließ. Als er das letzte Glas schlürfte, erkundigte er sich, was er schuldig sei. Da die Summe ihm ziemlich hoch erschien, so legte er dem Wirth ganz naiv die Frage vor, ob ihm die Zahlung erlassen sein solle, wenn er ihm ein Lied vorsänge, von dem er selbst gestehen müsse, daß es ihm gefiele. Der Wirth protestirte heftig dagegen und forderte seine Bezahlung in baarer Münze. Laube wiederholte seinen Antrag, die Gesellschaft wurde aufmerksam, man redete dem Mann zu, auf den Vorschlag einzugehen, indem er ja zu allen möglichen Liedern sagen könne, daß sie ihm nicht gefielen. Der Wirth mußte endlich nachgeben, und nun begann der Musesohn zu singen: „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise —“. „Nun, wie gefällt Ihnen dies?“ Nicht im Geringsten.“ „Nun denn, ein anderes: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut!““ „Auch nicht! auch nicht!“ „Aber dies: „Brüder, lagert Euch im Kreise —.““ „Nichts! nichts! dies Alles gefällt mir nicht, ich will meine Bezahlung!“ „Nun, so muß ich wohl daran“ sprach der Student, währendem seinen Beutel ziehend. Er fängt an aufzuzählen und singt dabei: „Thu auf das Beutelein fein, der Wirth, der will bezahlet sein.“ „Nicht wahr, Herr Wirth, das Lied gefällt Ihnen wohl?“ „O ja, das gefällt mir“, meinte der Wirth. Sogleich strich Laube sein Geld wieder zusammen, rief die Gesellschaft zum Zeugen, daß die Bedingung erfüllt sei, ging gravitatisch fort und ließ den verdutzten Wirth ruhig stehen, der nun tüchtig ausgelacht wurde.

gegen. Doch Botho kam nicht. Statt seiner traf ein Billet ein.

„Geschäfte halten mich bis auf weiteres ab und zwingen mich zu einer Reise nach England. Ich schreibe von dort. Rehfeld wird mich vertreten! Bitte, lieber Vater, unternimm nichts im Geschäft, bis ich zurückkomme, da Du augenblicklich nicht orientirt bist. Sei Du selbst herzlich gegrüßt, ebenso besten Gruß an die liebe Mutter und an meine Geschwister.

Euer Botho.“

„Trinken wir auf das Wohl Bothos!“ rief Felix Rehfeld jetzt, und sie alle leerten mit herzlichem Wunsch ihre Gläser.

(Schluß folgt.)



Der letzte Ferientag.

Skizze aus dem Kadettenleben. Von L. R.

(Nachdruck verboten.)

Er war Kadett der Haupt-Kadetten-Anstalt, hieß Egon und war zu den Ferien bei seinen Eltern auf dem Lande.

Er hatte eine große, kräftige Figur, gehörte zwar einer der oberen Klassen an, war aber wohl doch schon etwas „überaltert“. Wenn er so den Versuch machte, seinen sprossenden, blonden Bart zu streichen und sich in Gesellschaft so gewandt benahm, konnte man ihn ganz gut für einen forschen Fähnrich und angehenden Lieutenant halten. Aber ach, davon war er leider noch weit entfernt und forscher war ihm heute garnicht zu Muthe.

Und welcher Kadett wäre innerlich forscher, wenn die Ferien zu

Seuilleton.

Bildung geschieht durch Selbsttätigkeit und zweckt auf Selbsttätigkeit ab.

Fichte.

Sich mitzuteilen ist Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

Goethe.

Wenn Bildung frei macht, so will der Deutsche seine Bildung dazu auch so billig als möglich haben.

Rasbe.

Laube und das Leipziger Theater.

(Zum 100. Geburtstag am 18. September.) 1906

Von Dr. P. Fechter (Dresden).

In der Entwicklungsgeschichte des norddeutschen Theaters gebührt Leipzig eine der ersten Stellen. Hier geschah es zuerst, daß der Hanswurst die ständige komische Person der alten Komödie, durch die Neuberin, wie man die Schauspielerin und Theaterdirektorin Caroline Neuber „eine energische Frau aus dem sächsischen Vogtlande“ zu nennen pflegt, verbannt wurde; hier empfing Lessing, der damals als Student in der Pleißenstadt weilte, die ersten Anregungen, letzte Gottsched die Bestrebungen der Neuberin, „aus der extemporierten Komödie herauszukommen in die auswendig gelernten Vorstellungen“, wie die zurückgedrängten freien Komödianten spottweise das entscheidende literarische Theater nannten — kurz, hier begannen jene Bestrebungen, die darauf ausgingen, das höhere Schauspiel zum alleinherrschenden zu machen. Das war in der Hauptsache in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gewesen — und es war immerhin ein Anfang, wenn auch insolge des Mangels an brauchbaren Stücken der Hanswurst sehr bald überall wieder hervorkroch und ebenso durch die Vorherrschaft Hamburgs, wo Lessing wirkte, das Leipziger Theater bald wieder in den Hintergrund gedrängt wurde. Die unruhigen Zeiten um die Jahrhundertwende taten das übrige, und so beginnt Leipzig erst wieder etwas mehr hervorzutreten, seit am 26. August 1817 ein selbständiges Stadttheater in dem umgebauten alten Schauspielhaus unter der Leitung des Dr. jur. Theodor Küntner eröffnet wurde. Damit begann eine neue Blüte des Leipziger Theaters, anknüpfend an die Namen Emil Devrient und Genast — freilich wieder nur eine kurze, da, wie Eduard Devrient sagt: „das Leipziger Stadttheater von Regierung und Magistrat lediglich als eine Veranlagungsanstalt betrachtet wurde, die man aufs beste schrauben oder ihr doch nicht das Geringste schenken mußte“. Ein neuer Aufschwung begann erst wieder, als in den vierziger Jahren wieder ein geborener Leipziger, Dr. Schmidt, die Direktion übernahm.

Laube, damals Theaterkritiker am „Tageblatt“, unterstützte ihn nach besten Kräften, und eine Reizkur schien auch alles nach Wunich zu gehen — bis auf einmal ein Umschwung eintrat, das Publikum ausblies, und schließlich das theaterfeindliche Jahr 48 allem ein Ende bereitete. Neues Leben begann erst wieder unter der Direktion des Herrn von Witte, der durch eifriges Bemühen das Theater auf eine beträchtliche Höhe brachte — bis ihn Klatich und böshafte Opposition dazu führten, sein Amt niederzulegen, da man sich nicht scheute, in anonymen Flugblättern gegen ihn zu polemisieren, ja sein Privatleben in die Theaterpolemik hineinzuziehen. So trat er resigniert von der Direktion zurück; zu einem seiner Freunde aber sagte er: „Ich räche mich an den Leipziguern, indem ich Sie, Doktor, zu meinem Nachfolger mache.“ Der Doktor, zu dem er diese Worte sagte, war Heinrich Laube — und am 1. Februar 1869, mitten in der Saison, begann dessen Leipziger Theaterwirksamkeit.

Ein ziemlich reich bewehrtes Leben lag damals schon hinter dem Sohne des Maurermeisters von Sprottau. Schon als Kind hatte er „auf den Brettern der Wandertheater herumklettern dürfen“; in Breslau und Leipzig war er Theaterkritiker gewesen, hatte 1834/35 wegen allerhand Brechjünden neun Monate grauamster Unterjuchungshaft in einem dumpfen, lichtlosen Kerkerloch zubringen müssen, war aus dem gleichen Grunde 1837 „zu sieben Jahren Festung verurteilt, aber durch Büdlers Vermittlung zu achtzehn Monaten begnadigt — und die durfte er auf dem Schloß des „Verstorbenen“ in Muskau zubringen“. Das Jahr 1848 führte ihn als Mitglied des deutschen Parlaments in die Paulskirche, wo ihr sein knorria nüchterner Wirklichkeitsinn „Haltung, Redeweise, Gesten der gefeierten Redner“ sich vermählt und seine ersten Vorbeeren ebenso wie seine ersten Haarfirasen errungen hatte; hier in Leipzig sollte er als Theaterleiter seine zweite, nicht minder interessante und ereignisreiche Periode erleben.

Als Laube das Leipziger Theater übernahm, lagen die Verhältnisse nicht gerade äunstig. Er hatte ein fertiges Personal vor sich — ohne doch das zu finden, was er brauchte. Trotzdem machte er sich mit der ihm eigenen Fähigkeit an die Arbeit zunächst indem er sich Strafofsch, einen durch die Schule des französischen Conservatoire angegangenen Vortragslehrer, engagierte. Mit seiner Hilfe ging er allen Schwierigkeiten zum Trotz an die Einföndierung des Schillerischen Demetrius in seiner Bearbeitung. Tag und Nacht exerzierte er mit seinen Leuten; Strafofsch mußte einen jungen Schauspieler mit guten Mitteln, aber ungeachtetem Spiel für die Titelfolle drillen — Probe um Probe ward abgehalten — und das Experiment gelang. „Auch der Darsteller des Demetrius gefiel. Er sei nicht zu erkennen. So habe er nie gesprochen! Das sei ein anderer Mensch! rief alle Welt“ — die kurz vorher: O weh! gerufen hatte, als sie von der Besetzung der Rolle gerade mit diesem ziemlich unbeliebten

Mimen gehört hatte. Es war ein voller Erfolg, und mit frischer Kraft ging Laube nun daran, sein Repertoire zu vervollständigen. Er schaffte zunächst den Zwischenvorhang bei Verwandlungen wieder ab und die Zwischenaktsmusik wieder an — dann begann er nach neuen Kräften und neuen Stücken zu suchen. Er hatte Glück. Herr von Leman und das Ehepaar Mitterwurzer folgten seinem Ruf — und nun ging er mit frischen Kräften an, eine Erweiterung des Repertoires zu versuchen. Salms „Wildfeuer“ und Schauferts „Schach dem König“ waren die ersten Novitäten — beide mit gutem Erfolg; dann wurde allmählich der Ruf nach Schiller und Goethe, nach Klassischem, laut. Eine Aufführung von Lessings „Minna von Barnhelm“ machte den Anfang — mit vollem Gelingen; Ludwigs „Maffabäer“ dagegen, trotz glanzvoller Inszenierung und lautem Beifall bei der Premiere, zu der des Dichters Witwe von Dresden herübergekommen war, blieben ohne dauernde Wirkung, vielleicht weil das Werk, wie Laube etwas höflich meint, noch dessen entbehrte, „was man bei Bildwerken die „Patina“ nennt; es war noch nicht hinreichend geweiht und getempelt durch Zeit und Anerkennung“. So verjuchte er es mit dem „Sommerachtsstraum“ — und das Publikum jubelte, zumal Mendelssohns Name immer noch zog, brachte mit Clara Fiegler als Gast „Die Braut von Messina“, Grillparzers „Medea“, „Romeo und Julia“ und allerhand anderes mehr — mit wechselndem Erfolg im einzelnen, mit großem dauerndem jedoch im ganzen, indem es ihm gelang, sich ein festes, aufmerksames Publikum zu erringen. „Die reichlich vorhandenen, besseren Elemente im Publikum“, so erklärte ihm ein Leipziger, „haben sich allmählich zusammengefunden. Ein gleichmäßiger Schritt und Ton auf der Bühne hat das Zutrauen erweckt: eine volle Absicht streng eingehalten zu sehen. Das interessiert alle Besucher, und sie sammeln sich um das, was aussieht wie ein Mittelpunkt. Indem sie sich aber sammeln, werden sie maßgebend im Theater, und so entsteht ein solides Publikum.“

Demnach schien zunächst alles gut zu gehen, bis allerhand unvorhergesehene Ereignisse Laube bewiesen, wie unsicher die Grundlagen seiner Pläne und Hoffnungen waren. Er hatte nach allerhand Berüchen mit neueren Stücken, wie Krüzes „Gräfin“, Hopfens „Mischenbrödel in Böhmen“, Lindaus „Marion“, nach einer wohlgelungenen Aufführung des „König Lear“, des „Julius Caesar“, der „Räuber“ und anderer sich an eine Keneinstudierung des „Wilhelm Tell“ gemacht. Die Aufführung hatte einen vollen Erfolg bei der Presse wie beim Publikum; nur Rudolf Gottschall, der Kritiker des „Leipziger Tageblatts“ — tabelte scharf. — „Selbst Schiller ward nicht verächt“, schreibt Laube. Das wichtigste aber war eine Nebensache. In der betreffenden Kritik Gottschalls war, da sie etwas post festum erschien, auf eine andere lobende Rezension hingedeutet und der dortige Tadel einer Schauspielerin zurückgewiesen, welche die Braut des Telldarstellers war. Dieser hatte zunächst nicht darauf geachtet, über den Tadel gelacht, bis er am Abend von andern gekehrt wurde: jener Bassus enthalte eine Beleidigung für seine Braut, er müsse Rache nehmen usw. Man brachte ihn richtig in Wut — unglücklicherweise war der betreffende Rezensent auch noch im Theater: der Schauspieler stürzte in den Zuschauerraum, und als jener eben aus dem Mittelbalcon auf der Korridor hinausstreifen wollte, wurde er ohne Frage und Rede von dem Wütenden überfallen und mit geballter

Faust ins Auge geschlagen, so daß er blutüberströmt zusammenbrach.

Für Laube war es keinen Augenblick zweifelhaft, daß ein derartiger Skandal die härteste Abndung erfahren müßte. Er wandte sich sofort an die Theaterdeputation des Rats, und als diese sich ziemlich passiv verhielt, entließ er kurz entschlossen den Schauspieler, trotz allen Abtraten. Die Folge war ein systematischer Feldzug gegen ihn. Dem Entlassenen schlossen sich mehrere andere an, die sich zurückgesetzt glaubten — und verlangten die Entlassung zweier sogenannter Günstlinge Laubes, Strafofschs und Claars. Als dieser auftrat, wurde gezielt — bis der Regisseur vortrat und fragte, ob weiter gespielt werden solle. „Freilich“, rief das unbefangene Publikum von allen Seiten — die Opposition mußte weichen. Sie rächte sich, indem sie 2 Tage später im Alten Theater einen rohen und wüsten Skandal veranstaltete. Laube behauptet, man hätte in den Bier- und Schnapsbänken — es war ein Sonntag — Leute am Nachmittag mit Billetten versehen, die nicht im geringsten zum Theaterpublikum gehörten. So wurde es „ein roher, unklarer Tumult“, mehrere Schauspielerinnen wurden ohnmächtig — die Aufführung mußte abgebrochen werden. Laube wandte sich um Hilfe an den Rat; der erklärte: er müßte den Forderungen des Publikums nachgeben, Claar und Strafofsch entlassen. Claar hatte bereits erklärt, nicht eine Stunde länger zu bleiben; gegen die Entlassung Strafofschs sträubte sich Laube aus Leibesträften und beschloß, abends sich direkt an das Publikum zu wenden. Er tat's, erklärte, daß das Theater kein Kampfbplatz sei, daß er in der Presse gern über alles Auskunft geben wolle und es im übrigen dem Publikum überlasse, ob es ihm noch seines Vertrauens für würdig erachte wie bisher. Das Wagnis gelang — vollstimmiger, stürmischer Beifall, und der ganze Spuf war zu Ende — ein für allemal.

Laubes Freude an der Arbeit aber war verdorben. Er brachte zwar auch fernerhin allerhand Neues, gab Björnsons „Zwischen den Schlachten“ und wollte Spielbagens „Hans und Grete“ geben; im ganzen aber doch nicht mehr mit der gleichen Ueberdrossenheit wie bisher, sondern nur, um die noch ausstehenden sechs Jahre seines siebenjährigen Kontrattes herumzubekommen. Da kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Während der letzten Probe von „Hans und Grete“ mußte auf Befehl des Rats das Theater geschlossen werden, da der Plafond im Saale, wahrscheinlich wegen übereilter Fertigstellung, mit Einbruch drohte. Ein langwieriger Prozeß wegen des Schadenersatzes stand bevor, unerquickliche Auseinandersetzungen zwischen der Stadt und Laube, so daß dieser unwillig gegen einen Ratsherrn äußerte, ihm wäre es am liebsten, wenn man ihn seines Kontrattes entbände. Das Wort fiel auf fruchtbaren Boden — man nahm seinen Rücktritt gerne an, und nachdem er noch ein paar Monate als Mandatar der Stadt weiter dirigiert hatte, nachdem auch die Hoffnung aufgetaucht war, er werde nach beendeter Wiederherstellung des Plafonds von neuem die Direktion übernehmen, verließ Laube nach kaum zweijähriger Tatiigkeit die Stadt um bald darauf wieder in Wien die Leitung eines Theaters zu übernehmen.

Das sind in großen Umrissen die Leipziger Erlebnisse Laubes nach seiner eigenen Schilderung. Es sind in der Mehrzahl fast unangenehme — und doch kommt er seltsamer-

weise zu dem Resultat, daß es ihm in Leipzig gut gegangen sei. Woran das lag? Vor allem und in erster Linie am Publikum. Immer von neuem versichert er, daß er „einen vor-
trefflichen Kern des Publikums hatte“ — und als die Theater-
deputation am Morgen nach dem Skandal von ihm verlangt: „Sie müssen den Forderungen des Publikums nachgeben“,
fährt er entrüstet auf: „Des Publikums? Halten Sie diese
Leute von gestern abend für das Publikum? Er hatte in-
stinktiv herausgeföhlt, daß es ihm in seiner kurzen Wirk-
samkeit gelungen war, sich trotz aller Anfeindungen die Anerken-
nung des besseren Teils des Publikums zu sichern, kraft jener
Grundsätze, die er als seine Richtschnur aufstellte und deren
erster lautete: „Für mich ist die Darstellung des Menschen auf
der Bühne die Hauptsache. Wahrhaftigkeit ist mir also die
Grundregel.“ So durfte er am Schluß der Schilderung
seiner Leipziger Erfahrungen trotz allem mit Recht von sich
sagen: „Ich schied mit der Empfindung, daß es mir in Leipzig
gut ergangen, und daß ich den Leipziguern Dank schulda wäre
für die Aufmerksamkeit und Teilnahme, welche sie meiner
Theaterbestrebungen geschenkt, ja geradezu bewidmet. Wenn
ich mein dortiges Kernpublikum mitnehmen und in eine große
Stadt versetzen könnte — sagte ich mir —, so wäre an
seiner eifrigen Aufmerksamkeit und Teilnahme ein
für jede große Stadt.“



* 78. Deutscher Naturforscher- und Aerztevers. Das
Stuttgarter wird uns gemeldet: Für die Allgemeine Versammlung
am Montag, mit der die Tagung eröffnet wird, erliefert zunächst
Prof. Guzmer-Halle den Bericht der Unterrichtscommission
deutscher Naturforscher und Aerzte, worauf dann Prof. Lipp-
München über „Naturwissenschaft und Weltanschauung“ sprechen
wird. Dieser Vortrag wird sicherlich das Hauptinteresse der
diesmaligen Tagung beanspruchen, wenn auch von vielen
Seiten schon früher der Ansicht Ausdruck gegeben ist, daß der
Schwerpunkt der Naturforscher und Aerzte nicht so sehr in den
großen prunkvollen Versammlungen als in der Kleinarbeit der
31 Abteilungen liege, wo in gegenseitiger Rede und Gegende der
speziellen Fachgenossen schon so mancher Fortschritt in der wissen-
schaftlichen Forschung zu verzeichnen gewesen ist, der erst später
öffentlich in die Erscheinung trat. Die zweite allgemeine Sitzung
wird den Schluß der Tagung bilden. In ihr ist ein Vortrag des
Prof. Walz-Stuttgart über die Velethenheit und verwandte Zustände
auf Grund eigener Beobachtungen. Prof. Loch-Kanada über künstliche
Barthenogenese und Prof. Bent-Berlin über Sibirita und Sambefische
vorgelesen. In den Abteilungsitzungen wird u. a. Graf von Zeppelin,
der noch immer Versuche mit einem lenkbaren Luftschiff anstellt, über
motorische Luftschiffahrt sprechen. Der Direktor der Treptower Stern-
warte Archonhold wird über die von ihm angestellten Beobachtungen
während der letzten totalen Sonnenfinsternis sprechen. Weitere inter-
essante Thematika in den Abteilungsitzungen bilden der elektrische Betrieb
der Simptonbahn, der neu erdichtete Reichswetterdienst, der letzte
Weinwäusbruch, die vielen Fragen der Tropenhygiene, sowie allerlei
Fragen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin, des Militär-
Sanitätswesens, der Kinderheilkunde, der Chirurgie, Anthropologie,
Botanik, Geographie usw. Inzwischen stehen über 400 Vorträge
auf der Tagesordnung der Abteilungsitzungen.

* Die Urheimat der Arier. Wo die Urheimat der Arier zu
suchen ist, ist immer noch eine Streitfrage. Professor R. Penta

hat jetzt in einem Aufsatz der „Politisch Anthropologischen Revue“
sämtliche im vorigen Jahre veröffentlichten Arbeiten, die von der
Urheimat der Arier handeln, zusammengestellt und kritisch gesichtet.
Einige Gelehrte glauben an die asiatische Herkunft der Arier, und
zwar sind Felix Dahn, Fick und Louis Erhardt Vertreter dieser
Auffassung. Die beiden letztgenannten Forscher hatten Kautasten
für die arische Heimat. Fick betont jüngst seine Auffassung,
daß die Arier Aiens in einer sehr viel früheren Zeit auf politischem
und kulturellem Gebiet eine Rolle gespielt haben als die Arier Nord-
und Mitteleuropas. Dem gegenüber weist Penta darauf hin, daß die
notwendige Voraussetzung für die Entwicklung einer höheren Kultur die
Staatenbildung ist und daß diese in Nord- und Mitteleuropa nicht
erfolgen konnte, weil ihre notwendige Vorbedingung, die Eroberung,
fehlte. Erhardt behauptet allerdings, daß die Velethelung Europas durch
die Indogermanen auf dem Wege der Eroberung stattgefunden habe,
die Annahme einer friedlichen Velethelung sei unvereinbar mit den
überlieferten Nachrichten von den Wanderungen und Eroberungs-
zügen der Kelten und Germanen. In der Steinzeit habe eine vor-
indogermanische Bevölkerung Europa bewohnt. Auch er glaubt
Transkaukasien als Urheimat der Arier betrachten zu müssen und
hebt unter anderem hervor, daß die Fauna und Flora hier so be-
schaffen seien, wie sie die vergleichende Sprachforschung voraus-
setzen lasse. Penta betont die Tatsache, daß die Velethelung
Nordamerikas, Australiens und Südafrikas hauptsächlich
aus den nordwestlichen Ländern Europas erfolgt ist. Girt
verlegt die Urheimat der Arier in die norddeutsche Tiefebene
und trägt seine Annahme auf tier- und pflanzengeographische sowie
anthropologische Daten, während Hoops hauptsächlich die Pflanzen-
geographie heranzieht, wenn er das nördliche Deutschland, vielleicht
mit Einschluß Dänemarks als Heimat der Arier anspricht. Aus
der Bedeutungsentwicklung zweier urarischer Bezeichnungen der
Eiche, die in den germanischen Sprachen die Föhre bezeichnen,
führte er den Nachweis, daß in der Heimat der Germanen die
Eiche vorgeherrscht haben und daß die Vorfahren der späteren
Germanen in ein Land kamen, wo die Föhre vorherrschte.
Dieses Land kann nur das mittlere Schweden gewesen sein, das
auch aus anderen Gründen als Wiege der Germanen anzusehen
ist. Die Heimat der Indogermanen und der Germanen ist nicht
die gleiche. Penta behauptet, im Gegensatz zu Hoops, daß
Norddeutschland als mögliche Heimat der Indogermanen nicht in
Betracht komme, weil dafelbst Hunde fehlen, die den Uebergang
zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit vermitteln. Vielmehr
sprechen Tatsachen dafür, daß die südindianischen, altdahiden
Länder, die Hühenländer der Nord- und Ostsee, die Urheimat
der Arier sind. Wenn einerseits die Buche, die als urindogermanisch
erwiesen ist, nur weislich von einer Linie, die Königsberg und die
Donaumündungen verbindet, vorkommt, so kannte andererseits das
indogermanische Urvolk den Nil und den Tich, sowie überhaupt
das Meer. Jene Fische kommen in den Flüssen, die sich mittelbar
oder unmittelbar in das Schwarze oder Kaspische Meer ergießen,
nicht vor, ein Umstand, der entschieden dagegen spricht, daß Kau-
kasien die Urheimat der Arier sein könnte. Der eigentliche arische
Typus ist auch bei den Nordgermanen am reinsten erhalten.

* Hochschulausrichten. Wie amtlich bekanntgemacht wird,
wurde der Dozent Dr. Gottlieb Port zum etatmäßigen außerordent-
lichen Professor der Zahnheilkunde an der Universität Heidelberg
ernannt. — Das Extraordinariat für Kunstgeschichte an der Uni-
versität München wurde in ein Ordinariat umgewandelt und dem

bisherigen außerordentlichen Professor Dr. V. Kiehl übertragen. —
Der Dozent für Physik an der Technischen Hochschule in Danzig,
Prof. Dr. Jonathan Keane ist zum etatmäßigen Professor an der
Technischen Hochschule in Braunschweig ernannt worden. Der
Gelehrte ist 1871 in Kuppertsborn in Württemberg geboren. —
Der außerordentliche Professor für deutsche Sprache und Literatur
an der Universität Wien Dr. S. Zellner wurde zum ordentlichen
Professor ernannt.

* Goethe und die Ehrenlegion. Die „National-Zeitung“
erzählte jüngst, daß Napoleon dem von ihm viel bewundernden
Goethe das Offizierskreuz der Ehrenlegion am 14. Oktober 1808
in Erfurt überreicht habe. Diese Mitteilung der „National-Zeitung“
wird im „Journal des Débats“ von Henri Albert in einem
wesentlichen Punkte richtig gestellt. Die einzige Zusammenkunft
des Kaisers mit dem großen Dichter fand am 6. Oktober statt.
In den Orden der Ehrenlegion wurde Goethe nicht als Dichter,
sondern als „Chevalier“ aufgenommen, und er erhielt die
Meldung von der erfolgten Aufnahme auf diplomatischem
Wege. Am 12. November desselben Jahres schrieb Goethe
an Laptare, den Großkanzler der Ehrenlegion, um ihm
für die hohe Auszeichnung zu danken. Der Text
dieses wenig bekannten, französisch geschriebenen Briefes,
dessen Original sich im Archiv der Ordenskanzlei befindet, hat folgenden
Wortlaut: „Herr Großkanzler! Seit der Zeit, wo S. M. der Kaiser
und König durch Seine Großthaten die Welt in Erstaunen setzte,
fühlte ich mich gedrängt, die tiefe Verehrung, die Seine großen
Eigenschaften mir einflößten, laut zu bekennen. Heute, wo S. M.
der Kaiser und König mich durch die Verleihung Seines
Ordens auszuzeichnen geruht, fühle ich mich sehr glücklich,
aus Pflicht und Dankbarkeit fortsetzen zu können, was ich
aus eigenem Gefühlsantrieb begonnen hatte. Ich wage es,
meine respektvollste Huldigung zu Füßen des Thrones
zu legen, und Ew. Exzellenz möge die Güte haben, alles, was ich
nur sehr schwach zum Ausdruck bringen kann zu ergänzen. Stück-
lich darüber, daß ich dieses kostbare Band aus den Händen Ew.
Exzellenz zu empfangen habe, bitte ich Sie, meinen untertänigsten
Dank entgegenzunehmen und die Versicherung der hohen Wert-
schätzung, mit der ich die Ehre habe zu verbleiben Weimar, den
12. November 1808. Ew. Exzellenz untertänigster und gehor-
samster Diener von Goethe.“ Goethe — so fährt Henri Albert
fort — hlebe sein ganzes Leben lang dieser Verehrung für das
Genie Napoleons treu. Als 1814 ein österreichischer General in
seinem Hause einquartiert war, flehte der Dichter, um den
Gast zu ärgern, das Kreuz der Ehrenlegion in sein Knopfloch.
Als später in Wiesbaden Frau Porzing ihn fragte, welcher
Orden ihm der liebste wäre, antwortete er ohne Zögern: „Die
Ehrenlegion.“ (Wiedermann, „Goethes Gespräche“, Band 3, Seite
280). Im Jahre 1818 ernannte Ludwig XVIII., auf Witten des
Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar, Goethe zum Offizier
der Ehrenlegion. Diese Auszeichnung galt mehr dem Minister als
dem Dichter. Die Dokumente, im ganzen fünf, befinden sich in
Paris im Archiv des Ministeriums des Aeußern. Andreas Fischer
hat sie als Anhang zu seinem Werke über „Goethe und Napoleon“
(Frankfurt 1900) veröffentlicht. Da ist zuerst ein Brief des
Herzogs von Richelieu an den Marschall Macdonald, den
Großkanzler der Ehrenlegion. Der Offiziersorden wird dort vor-
geschlagen, ohne daß der zehn Jahre vorher empfangene erste Or-
den („Chevalier“) auch nur erwähnt würde. Nachdem Macdonald seine

Zustimmung gegeben hatte, schrieb Richelieu an Herrn Treitlinger,
der Sachsen-Weimar in Paris vertrat. Es ist in diesem Briefe die
Rede von „Herrn von Goethe, Minister S. Richelieu. Hoheit des
Großherzogs von Sachsen-Weimar“. Goethe bekam endlich den
Orden und füllte nur ein Formular aus, in welchem er unter dem
11. Mai 1819 den Empfang des Ordens bestätigte. Der ihm von
Ludwig XVIII. verliehene Orden war für ihn nichts weiter als
eine offizielle Auszeichnung nach vielen anderen. Er sprach niemals
darüber. Stolz war er nur auf das einfache Kreuz, das einst
dem „Dichter“ — nicht dem Minister — vom Kaiser verliehen
worden war.

* Auffindung neuer Shakespeare-Dokumente. Professor
C. W. Wallace, der sich um die Shakespeare-Forschung, nament-
lich durch die Auffindung der Dokumente, große Verdienste erworben
hat, die auf die Pachtung des Blackfriars Theaters in London
durch Shakespeare Bezug haben, kündigt nun in einer lang-
en Zuschrift in den „Times“ die Auffindung weiterer wich-
tiger Dokumente an und macht auch einige Mitteilungen
über dieses Theater, die von außerordentlichem Interesse sind. Wie
bekannt, suchte J. Payne Collier auf Grund von ihm gefälschter
Urkunden und durch Vernichtung von Dokumenten das Globe-
Theater insbesondere mit Shakespeare zu verknüpfen und es als das
Haupttheater Londons in der Zeit der Königin Elisabeth darzu-
stellen. Wallace weist nun nach, daß dieser Rang dem von Burbage
im Jahre 1597 erbauten Blackfriars-Theater gebührt, das dort stand,
wo sich das heutige „Times“-Office befindet.

* Kleine Chronik. Die astronomische Gesellschaft gab dem von
Professor Wolf-Heidelberg entdeckten Planeten 528 zur Erinne-
rung an die Senaer Verjammung den Namen „Jena“. — Bei
einer „Fidelio“-Aufführung im Hoftheater zu Hannover brach
die Primadonna Frau Thomas-Schwarz durch einen Unfall in
der Kerkelzene den Arm. Trotz heftiger Schmerzen führte die
Künstlerin die Partie zu Ende. — Aus Prag wird uns geschrieben:
Heute starb hier an Magenvergiftung Marie Corbach, die
sömliche Alte am Deutschen Theater. Die zu spät vorge-
nommene Magenaspumpung hatte keinen Erfolg. Das Deutsche
Theater verlor an ihr eine vorzügliche Kraft, und ihre Maria
Schwertlein, ihr altes Weib aus dem „Verschwender“ werden unver-
gessen bleiben. Bevor sie nach Prag kam, war sie in Würzburg
und noch früher an Brauns Deutschem Theater in Berlin tätig.
— Dem „Temps“ wird aus London der Tod Georg Jacobs,
des langjährigen Orchesterdirigenten der Londoner „Alhambra“
gemeldet. Jacobs war ein Berliner Kind, 1840 geboren, kam
er sehr jung nach Paris und wirkte in Jacques Offen-
bachs Orchester. Nach dem siebenjährigen Kriege ging er nach London.
Von 1872 bis 1898 leitete er dafelbst das Alhambraorchester und
schrieb während dieser Zeit die Musik zu etwa hundert Balletts für
dieses großes Variététheater. Im Jahre 1898 übergab er dann die
Direktion des Orchesters seinem Sohne. — Der Herzog von
Abruuzzen ist auf dem Dampfer „Natal“ gestern in Marseille
angefommen und sofort nach Italien weitergereist. Nachdem der
Herzog seine Erforschung des Ruvenzori in mehreren Etappen
vollendet hatte, verblieb er vierzig Tage lang in einer Höhe von
4000 m, um das geographische, botanische und geologische Material
zu sammeln, das sich auf die Äquatorregion bezieht und bis jetzt
so gut wie unbekannt war. Der Herzog wird im Dezember vor
der Geographischen Gesellschaft in Rom die Ergebnisse mitteilen